

18)

Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Bamfo schlug die Lüre zu, stellte die Sandtasche aufs Bett und zündete Licht an.

„Aufrichtig gesprochen, kleines Fräulein, Angelo kommt gar nicht.“

Sie war mit einer so angstvollen Spannung, einer so schwachen Hoffnung in diese Stadt gekommen, daß die hellen Hoffnungen des Nachmittags im selben Augenblick verflüchtigten wie ein entschwindendes Lichtbild. Es fiel ihr nicht ein zu zweifeln, daß der Mann da recht habe. Der Schlag traf entscheidend wie ein Blitz. Sie fühlte einen nervösen Stich in der Brust und sank mit einem tiefen Seufzer, der sich in Schluchzen verlor, auf das Bett nieder.

„Verlieren Sie nur nicht den Humor, kleines Fräulein! Morgen werde ich Sie zurückbegleiten — bis Neapel.“

„Ich fahre nicht von hier fort!“ schluchzte sie hervor.

„Seien Sie nur vernünftig, kleines Fräulein. Angelo wird sich mit einer anderen verheiraten; das läßt sich nicht mehr ändern. Sie hätten nicht kommen sollen; aber nun da es geschehen, hat die Gräfin Sie gut aufgenommen. Sie sagt, Sie seien ein gutes kleines Mädchen. Sie will es Ihnen ersparen, von Carabinieri heimgeführt zu werden, und sendet Sie statt dessen unter meinem Schutze.“

Bamfo warf sich in die Brust und wartete auf eine Antwort, die jedoch nicht kam.

„Nun denn, gute Nacht, kleines Fräulein; morgen komme ich beizeiten, um Sie zu holen. Sind Sie nicht geneigt, mit mir zu kommen, so müssen Sie sich darein finden. In diesem Lokal zu warten, bis andere Sie holen. Ueberlegen Sie sichs nur und trösten Sie sich ein bißchen; so etwas geht vorüber. Auf Wiedersehen morgen und gute Nacht!“

Erst als sie die Lüre zufallen hörte, ging es Assunta auf, daß sie eingesperrt war wie ein Verbrecher.

Sie sprang auf, rüttelte an der Lüre, schrie, stieß mit den Füßen — vergebens: niemand hörte sie.

Da wurde sie wie eine Katze, die man in einen verschlossenen Raum peitschen will.

Alle Furcht war verschwunden, und sie gab sich einer unbändigen Wut hin über die erbärmliche Falle, in die man sie mit heuchlerischen Geberden gelockt hatte. Wäre die Gräfin in diesem Augenblicke eingetreten, sie hätte sie mit ihren Nägeln zertrast als Dank für ihre Fensterschüsse.

Diese teuflischen Sizilianer! Diese Bluttiere, die küssen und mordern mit demselben Lächeln um den Mund! Diese Itziffe, deren höchste Wollust es ist, der Taube das Blut aus dem zuckenden Herzen zu küssen!

Nach einer Weile wich der Born einem herzzerreißenden, hoffnungslosen Kummer: sie hatte Angelo verloren, ihn an eine andere verloren! Nie, niemals würde sie ihn sehen! Keine Hoffnung blieb ihr, sein Herz zurückzugewinnen, indem sie flehend seinen Hals umklammerte! Hoffnungsloser Gram ohne Grenzen und Ende!

Erst gegen die Morgenstunden wurde sie ruhiger.

Lange saß sie da, die Hände zwischen den Knien, und starrte vor sich hin; fiel dann aufs Knie, die Arme auf das Bett gestützt und betete inbrünstig.

Darauf erhob sie sich mit strahlendem feierlichen Antlitz, holte ein Fläschchen aus der Tasche hervor und leerte es.

6.

Den dritten Morgen nach dem Calogerosfeste kam Leterio durch die Stadt gerastelt mit einer Miene, als führte er den König selbst.

Es war auch nicht zu läugnen, daß sein Wagen ein wahres Kielwasser von Neugierde hinter sich herzog.

Graf Ettore, Angelos älterer Bruder, war stets der Diebling der Stadt gewesen. Just in der letzten Zeit waren die widerstreitendsten Gerüchte über ihn in Umlauf gewesen. Man hatte seinen Namen sogar im „Avanti“ gelesen. Dennoch verlor man den Glauben nicht, daß er es sei, der dereinst der Stadt einen berühmten Namen hinterlassen werde.

Wie er da neben der schwarzgekleideten Frau saß, bleich

und verbissen, sah er aus, wie ein Richter, dessen Wort Macht ist, weil es Gerechtigkeit verkündet.

Dieser Eindruck wurde durch seine vergrämte Begleiterin verstärkt. Alle begriffen sogleich, daß sie Assuntas Mutter sei.

Ettore begleitete sie in das Kloster „der Schwestern des teneren Blutes“, wohin die Gräfin die sterbende Assunta hatte bringen lassen, um dem Hospital und der zu nahen Berührung mit der Außenwelt zu entgehen.

Darauf ging er heim.

Die Gräfin war noch nicht aufgestanden.

Es eilte auch nicht; die einzige, die er von ganzer Seele zu sehen sich sehnte, war Crocifissa.

„Ettore! Ettore!“ rief sie aus, sich halb im Bette aufrichtend, als sie ihn eintreten sah. Das lange Haar fiel über die verwachsenen Schultern und über das marmorweiße Gesicht mit den brennenden Augen. Ihr Ausdruck hatte jenes verklärte Leiden, das man bisweilen bei Verkrüppelten sieht, und der schwache Schimmer der Freude rötete, der ihre Wangen überhauchte, verlieh ihr eine Schönheit, die Tränen hervorlocken konnte.

All die Gefühle, die eine liebende Mutter in ihrem Kinde weckt und fesselt, hatte sie Ettore zugewandt — sie, die niemals eine Mutter gekannt hatte. Dionda war ihre gütige liebevolle Freundin; ihr Vater war gut, aber doch fern; an Ettore hing sie; Ettore — so schien es ihr — war ihre Mutter.

Das Entsetzen, das die Gräfin gefühlt, als sie am ersten Tage ihre mißgestaltete Tochter sah, hatte sich nicht mehr verloren; ein Entsetzen, mit Aberglauben vermischt: ein Buckel brachte dem Hause Unglück! Sie hatte ihr den Namen Crocifissa (die Gekreuzigte) gegeben, aber sie selbst war es, die sich als die Gekreuzigte fühlte. Das Kind war sogleich von ihr entfernt worden. Sie vertrug seinen Anblick nicht. Sie machte lange Reisen, bloß um nicht mit diesem demütigendem Unglückskinde, das ihr auf die Nerven fiel, in demselben Hause zu weilen.

Damals wurde Ettore dem hilflosen kleinen Wesen alles. Weider Herzen öffneten sich einander wie zwei Blumen, die nur der Sonne harren, um sich entfalten zu können.

Selbst in dem letzten Jahre, wo er sich schroff von der Mutter abgewandt, war es Crocifissa, die ihn schwach machte und ihn einen endgültigen Bruch vermeiden ließ. Er zitterte für ihr Schicksal. Zwischen ihren Herzen liefen heimliche Fäden.

Wieweil hatte sie ihm nun zu erzählen, als er an ihrem Bette saß, allein mit ihr!

Ihm allein konnte sie all das Wunderbare anvertrauen, das ihr geschehen, seit sie sich zum letzten Male sahen.

Sie mußte ihm das Entsetzliche — und doch so Freudige — gestehen: daß der Himmel sie ansersehen zu einem Leiden über alle Begriffe, um Christi willen, an Christi Stelle.

Ein Schauer durchrieselte Ettore, aber die Schwester lag so ruhig da mit ihrer Hand in der seinen und sah vor sich hin mit ihrem stillen lieben Lächeln. Nur über die Stimme war etwas Fernes gekommen, wie über die Rede der Blinden.

„Das erstmal — es war ein Freitag, und ich lag im Gebete — sah ich eine Hand, die mir einen goldenen Becher mit einer rötlichen Flüssigkeit reichte. Aber die Erscheinung, der die Hand gehörte, war ich noch nicht würdig zu schauen. Ich wollte den Becher leeren, aber meine Rippen weigerten sich.“

„Schwesterchen, das war eine Sinnestäuschung. Derlei Dinge sehen nervöse Frauen oft.“

„Es war der Becher des Leidens, Ettore! Ich habe ihn ja heiliger oft gesehen. Gines Tages“ — hier wurde die Stimme erstickt — „sah ich den Erlöser selbst an der Marter Säule; er reichte mir den Becher; der strahlte von Zierrat. Da sagte ich: „Herr, ich dürste nach der Bitternis des Leidens“, und ich leerte den Kelch. Aber einige Tropfen fielen auf mein Brot, das davon durchnäßt wurde, und über acht Tage eckte es mir vor jeder Speise.“

„Du lebst zuviel mit Dir selbst, Schwesterchen. Was für ein Buch ist das, das Du da liegst?“

„Der Priester hat es mir gegeben. Es handelt von der heiligen Lucia von Narni. Ein himmlisches Buch.“

„Solche Bücher schaden Dir. Das sind kranke Frauen, mit denen man Mitleid haben, die man aber nicht nachahmen soll. Du siehst, Du bist durch diese Lektüre schon selbst angesteckt worden.“

Sie sah ihn fest an und sagte:

„Warum heiße ich Crocifissa?“

„Das war bloß ein häßlicher Einfall von Mutter.“

„Solche Einfälle kommen von Gott. — Schüttele nur nicht den Kopf, sondern höre weiter. Vor drei Freitagen, des abends, als ich auf den Knien lag und mit großer Andacht betete, zeigte der Herr sich wiederum vor mir. Er trug strahlende Kleider, aber die Dornenkrone lag um sein Haupt. Da sagte ich zu ihm: „Mein Geliebter, gib mir diese Dornen; denn sie sind für mich bestimmt und nicht für dich, du meine höchste Freude.“ Und ich hörte seine Worte: „Ich kam eben, um dich zu krönen, o meine Geliebte.“ So sprach er und er nahm die Krone vom Haupte und setzte sie auf das meine. Ich fühlte die Dornen tief in meinen Kopf dringen, und der Schmerz war so grauhaft, daß ich das Bewußtsein verlor. Als ich zu mir kam, dauerten die Schmerzen fort. Ich konnte mich nicht aufrecht erhalten; sie mußten mich ins Bett tragen.“

„Kleine Crocifissa, vertraue Deinem Bruder! Ich will Rat finden für Deine Leiden.“

„Rein, Ettore, ich leide ja auch für Dich. Und das Leiden ist mir das höchste Glück auf Erden. Ich sehne mich nach dem Leiden; ich rufe es herbei, und sooft ich will, fühle ich die Dornen sich in mein Haupt bohren. Und dann bin ich glücklich, Ettore, dann fühle ich eine Glückseligkeit, die ich nicht erklären kann und die Du niemals fassen wirst.“

„Hast Du gar kein Vertrauen mehr zu Deinem Bruder?“

„Warum fragst Du, Ettore?“

„Willst Du mir denn nicht glauben, wenn ich sage, daß Du an einer Krankheit leidest, an der viele andere vor Dir gelitten haben, an einer Krankheit, die Zeit und Vernunft heilen können?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Meere.

Von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Albert Cronau.

(Schluß.)

Das Tau hing vom Sed fast gerade herunter. Die Barke begann wieder zu schaukeln, aber jetzt ganz entzeglih. Der Thunfisch war gut festgepackt und zog an dem starken Galen, wodurch er die Barke anhielt und bewirkte, daß sie wie toll auf den Bogen tanzte.

Das Wasser schien zu brausen; an der Oberfläche im trüben Strudel kamen Schaum und Bläschen zum Vorschein, als ob sich in der Tiefe ein Kampf von Giganten abspielte, und gleich darauf neigte sich die Barke, wie von verborgener Hand gefaßt, so daß das Wasser zur Hälfte das Deck überschwemmte. Dieser Ruck warf die Besatzung um. Antonio, der das Steuer losließ, sah sich fast in die Bogen geschleudert, aber es ertönte ein Krachen, und die Barke nahm wieder ihre normale Lage an. Das Tau war gerissen, und im selben Augenblick kam der Thunfisch längsseit fast auf gleicher Höhe mit dem Wasser zum Vorschein, wobei er mit seinem mächtigen Schwanz ungeheure Schaumwellen auftrieb. Ah, der Spitzhube! Endlich war er in seinen Bereich gekommen! Dabei gab er ihm wütend, als ob es sich um einen unversöhnlichen Feind handle, verschiedene Schläge mit dem Bootshaken; stieß das Eisen in seine klebrige Haut; das Wasser färbte sich blutrot, und das Tier versank in einen roten Strudel.

Antonio atmete endlich auf. Mit knapper Not waren sie dabongekommen. Das Ganze hatte einige Minuten gedauert, aber um ein Haar wären sie untergegangen.

Er blickte auf das durchmähte Deck und sah den Gefährten bleich, aber mit unerschütterlicher Ruhe am Fuße des Mastes stehen, an den er sich angeklammert hatte.

„Ich meinte, wir sollten ertrinken, Antonio! Ich habe sogar Wasser geschluckt! Verfluchtes Tier! Aber Du hast ihm auch ein paar Stöße versetzt! Du sollst sehen, daß er bald nach oben kommt.“

„Und der Kleine?“ So fragte der Vater unruhig und besorgt, als ob er vor der Antwort Furcht hätte.

Er war nicht auf Deck! Antonio glitt die Luke hinunter, da er hoffte, ihn im Schiffsraum zu finden. Er watete bis zum Knie im Wasser; das Meer hatte es überschwemmt.

Aber wer hätte daran gedacht? Er suchte in dem engen, dunklen Raum tappend umher, ohne anderes als die Wassertonne und die Gerätschaften für den Vorrat zu finden. Er kam wie ein Wahnsinniger wieder auf Deck.

„Der Kleine, der Kleine! Mein Antonico!“

Der Gefährte machte ein trauriges Gesicht. Waren sie nicht auch nahe daran gewesen, ins Wasser zu fallen?

Von einer Sturzwelle betäubt, war er wohl wie eine Kugel nach unten gesunken! Doch wenn der Gefährte das auch dachte, sagte er doch nichts.

Weitweg, an dem Plage, wo die Barke nahe daran gewesen war, umzuschlagen, schwamm ein schwarzer Gegenstand auf dem Wasser.

„Da ist er!“

Dabei stürzte der Vater sich ins Wasser und schwamm kräftig, während sein Kamerad das Segel reffte.

Er schwamm und schwamm, aber fast verließen ihn die Kräfte, als er sich davon überzeugte, daß es ein Auder war, das aus seiner Barke verloren gegangen war. Als die Bogen ihn in die Höhe hoben, streckte er den Körper heraus, um weiter sehen zu können. Wasser überall. Auf dem Meer waren nur er, die Barke, die sich näherte, und eine schwarze Kurve, die soeben nach oben gekommen war und sich mitten in einem großen Blutfleck fürchtbar zusammengog.

Der Thunfisch war dort! Was kümmerte ihn das! Das Leben seines einzigen Sohnes, seines kleinen Antonico für das dieser Bestie! O Gott, war das eine Art und Weise, sein Brot zu verdienen?

Er schwamm über eine Stunde, glaubte bei jeder Berührung, daß der Körper seines Sohnes unter seinen Beinen hervorkäme, und bildete sich ein, daß die Schatten der Wellen der Leichnam des Kindes wäre, der zwischen zwei Bogen treibe.

Hier wäre er geblieben, hier wäre er mit seinem Sohn gestorben, wenn der Gefährte ihn nicht aufgespürt und wie ein widerpenstiges Kind in die Barke gesetzt hätte.

„Was wollen wir nun tun, Antonio?“

Er antwortete nicht.

„Du mußt es nicht so schwer nehmen, Mann! Das sind Sachen, wie sie im Leben vorkommen! Der Kleine ist da gestorben, wo alle unsere Verwandten starben. Es handelt sich nur darum, ob früher oder später. Aber nun laßt uns an das denken, was ist, und daran, daß wir nur arm sind!“

Dabei machte er zwei Schlingen, packte den Körper damit und nahm ihn ins Schlepptau, wodurch sich der Schaum des Kielwassers blutrot färbte.

Der Wind war ihnen günstig, aber die Barke war voll Wasser und fuhr schlecht. Darüber vergaßen die beiden Männer, die vor allen Dingen Seelente waren, die Katastrophe. Mit den Wasserschaukeln in der Hand beugten sie sich im Schiffsraum nieder und warfen das Wasser schaufelvoll ins Meer.

So gingen die Stunden dahin. Diese rauhe, schwere Arbeit stumpfte Antonio ab, hinderte ihn daran zu denken, aber aus seinen Augen rollten Tränen über Tränen herunter, die, mit dem Wasser des Schiffsraumes vermischt, auf das Grab des Sohnes ins Meer fielen. Die Barke lief mit wachsender Geschwindigkeit, als sie merkte, daß man ihr Inneres entleerte.

Der kleine Hafen mit seiner Masse weißer Häuschen, die durch die Abendsonne vergoldet wurden, kam in Sicht. Der Anblick des Landes erweckte in Antonio von neuem die Gefühle des Schmerzes und Schreckens, die sich schon beruhigt hatten.

„Was wird meine Frau dazu sagen? Was wird meine Rufina dazu sagen?“, seufzte der Unglückliche.

Dabei zitterte er wie alle energischen, kühnen Männer, die zu Hause Sklaven der Familie sind.

Ueber das Meer glitt wie eine Liebeslust der Rhythmus fröhlicher Walzer dahin. Der Landwind grüßte die Barke mit flotten, heiteren Melodien. Es war das die Musik, die auf der Promenade, gegenüber dem Kasino, spielte.

Unter den niedrigen Palmen promenierte wie die Perlen eines farbigen Rosenkranzes die seidenen Sonnenschirme, die Strohhüte, die hellen, prächtigen Kleider all der Sommerfrischler. Die weiß und rosa gekleideten Kinder sprangen und liefen hinter ihrem Spielzeug her oder bildeten fröhliche Kreise, die sich wie farbige Räder herumdrehten.

Auf dem Hafendamm waren die Leute vom gleichen Gewerbe zusammengelaufen, ihr an die Unendlichkeit des Meeres gewöhnter Blick hatte erkannt, was die Barke im Schlepptau hatte. Antonio aber blickte nur auf eine große, einfache, dunkelbraune Frau, die am äußersten Ende des Riffs auf einem Felsen stand, und deren Röde der Wind im Kreise herumdrehte.

Sie kamen am Hafendamm an. Was für eine Obation gab es da! Alle wollten das ungeheure Tier in der Nähe sehen. Die Fischer warfen von ihren Bötten neidische Blicke, die nackten, wie Ziegelsteine roten Nubun warfen sich ins Wasser hinein, um den enormen Schwanz zu berühren.

Rufina bahnte sich den Weg durch die Leute, so daß sie bis an ihren Mann heranlam, der mit gesenktem Kopf und stumpfsinnigem Gesichtsausdruck die Glückwünsche der Freunde anhörte.

„Und der Kleine? Wo ist denn der Kleine?“

Der arme Mann senkte den Kopf noch mehr. Er brühte ihn zwischen die Schultern, als ob er ihn verschwinden lassen wollte, um nichts zu hören, nichts zu sehen.

„Aber wo ist denn Antonico?“ Dabei hielt Rufina ihren Mann mit funkelnden Augen, als ob sie ihn auffressen wollte, an der Brust fest und schüttelte den starken Mann heftig. Aber gleich darauf ließ sie ihn los, hob die Arme in die Höhe und heulte fürchtbar.

„O, mein Gott, er ist tot! Mein Antonico ist ertrunken! Er ist im Meer!“

„Ja, Frau,“ sagte der Mann langsam und schwerfällig, wobei er stotterte und die Tränen ihm die Stimme erstickten. „Wir sind sehr unglücklich. Der Kleine ist tot, er ist da, wo sein Großvater ist und wo ich eines Tages sein werde. Vom Meere essen wir, und das Meer verschluckt uns. Was ist dabei zu tun? Wir können nicht alle Fischköpfe sein!“

Aber seine Frau hörte ihn nicht. Sie lag, von einem Nerven-anfall geschüttelt, auf dem Boden und wälzte sich umher. Sie strampelte mit den Füßen und zeigte ihren mageren, von der Sonne gebräunten nackten Körper eines Arbeitstieres, riß an ihren verwirrten Haaren und zertrugte sich das Gesicht.

„Mein Sohn . . . mein Antonnico!“

Die Nachbarinnen von der Fischervorstadt eilten ihr zu Hilfe. Sie kannten das wohl, fast alle hatten ähnliche qualvolle Stunden durchgemacht. Sie hoben sie auf, stützten sie mit ihren kräftigen Armen und gingen mit ihr nach ihrem Hause.

Einige Fischer gaben Antonio, der nicht aufhörte zu weinen, ein Glas Wein, und währenddem feilschte der Gefährte, vom brutalen Egoismus des Lebens beherrscht, wader mit den Fischkläufern, die das schöne Stück erwerben wollten.

Der Nachmittag ging zu Ende. Das sanft schaukelnde Wasser belam einen goldenen Reflex. Von zu Zeit zu Zeit erscholl in immer weiterer Entfernung das verzweifelte Geschrei des armen wahnsinnigen Weibes mit den zerrauten Haaren, das die Freundinnen nach Hause fortshoben.

„Mein Sohn, mein Antonnico!“

Unter den Palmen prominierten die prächtigen Kleider, die glücklich lächelnden Gesichter weiter, eine ganze Welt, die nicht empfunden hatte, daß das Unglück so nahe bei ihr vorbeischiene, die nicht einen Blick auf dieses Drama des Glends geworfen hatte, und der elegante, wollüstige Walzerrhythmus, der Hymnus toller Ausgelassenheit, glitt harmonisch über das Wasser, liebteste mit seinem Säuseln die ewige Schönheit des Meeres.

(Nachdruck verboten.)

Deutschlands Talsperren.

Von Dr. R. Hennig.

Der Talsperrenbau in Deutschland blickt gegenwärtig auf eine noch nicht 19jährige Geschichte zurück, und dennoch ist man jetzt bereits berechtigt zu sagen, daß er im neueren Wirtschaftsleben ein ganz ungewöhnlich bedeutamer Faktor ist oder noch zu werden verspricht. Zweifellos steckt die Entwicklung der deutschen Talsperren zurzeit noch in den Anfängen, aber dennoch hat sich dieser Zweig der Technik schon jetzt von großer Bedeutung erwiesen, die stetig wachsen wird.

Es ist in erster Linie das Verdienst des Aachener Bau-technikers Inge, daß die Frage der Talsperren bei uns in Deutschland in Fluß kam und daß die ersten Anlagen, die in Deutschland geschaffen wurden, in bezug auf Zweckmäßigkeit und technische Vollkommenheit sogleich Meisterleistungen waren. Seit dem 4. Mai 1889, dem Tage, an dem man mit dem Bau der ersten deutschen Talsperre (bei Remscheid) begann, sind allein in Preußen bisher binnen 19 Jahren 25 Talsperren geschaffen worden, deren gesamtes Fassungsvermögen 120 Millionen Kubikmeter Wasser beträgt; 15 weitere Talsperren, deren Fassungsvermögen zusammen 400 Millionen Kubikmeter ausmacht und deren Kosten auf 50 Millionen geschätzt werden, sind gegenwärtig im Bau. Die Dimensionen der einzelnen Sperren weichen naturgemäß sehr erheblich von einander ab, ebenso die Kosten der Anlagen. Unter den bisher bestehenden Talsperren ist die weitaus größte diejenige des Urstals bei Gmund in der Eifel, die 45,5 Millionen Kubikmeter Wasser faßt, 4 Millionen Mark Kosten verursacht hat und auch die weitaus höchste Sperrmauer, von nicht weniger als 58 Meter Höhe besitzt, während die gegenwärtig längste Sperrmauer von 369 Meter Länge sich im Sennetal befindet. Die Urstalsperre ist zurzeit die größte Talsperre Europas; sie wird aber den Vorrang bald an eine andere abtreten müssen, an der gegenwärtig noch gebaut wird, nämlich an die Sperre von Mauer am Bober, das etwas unterhalb von Hirschberg gelegen ist. Diese Sperre wird mit 50 Millionen Kubikmeter Fassungsvermögen alsdann die größte sein, vorausichtlich aber auch nur einige Jahre hindurch, denn schon ist eine noch um mehr als das Doppelte größere Talsperre geplant, die vom Ruhrtalsperren-Verein im Möhnetal errichtet werden soll, etwa 10 Kilometer oberhalb der Mündung der Möhne in die Ruhr, bei den Dörfern Güne und Brünigen. Durch diese Talsperre soll vermittelt einer 580 Meter langen Mauer ein Stausee von nicht weniger als 130 Millionen Kubikmeter Inhalt geschaffen werden. Die Bedeutung dieser Zahl mag man ermessen, wenn man hört, daß z. B. der größte Eifelsee, der Laacher See bei Andernach, nur 107 Millionen Kubikmeter Wasser enthält! Eine andere sehr große Sperre, die sich freilich mit der vorgenannten nicht vergleichen kann, wird demnächst im Harz entstehen, am Dietrichberg oberhalb von Romkerhall, dort wo das Altenauer und das Schulenburger Tal ins Oertal einmünden; hier wird mit einem Kostenaufwand von 8¼ Millionen Mark eine Sperrmauer von 56 Meter Höhe und ein Stausee von 30 Millionen Kubikmeter geschaffen werden.

Nun weisen ja zwar die weitaus meisten Talsperren Deutschlands erheblich bescheidene Dimensionen auf; die 10 Meter hohe und 100 Meter lange Sperre von Dennen, die besonders klein ist, bedingt z. B. einen Stausee von nur 117 Kubikmeter Inhalt und 3,2 Hektar Flächenausdehnung. Aber es geht aus dem Gesagten schon hervor, daß bei Schaffung der Talsperren sowohl von staatlicher wie von privater Seite mit einem Riesenaufwand an Mitteln gearbeitet wird. Es ist ja nun von vornherein klar, daß die aufgewendeten Ausgaben sich offenbar gut rentieren müssen, da man mit so großem Eifer allenthalben neue Sperren schafft; aber läßt sich ein entsprechender Nutzen der Talsperren wirklich nachweisen? und worin ist er zu suchen?

Bis zu einem gewissen Grade populär geworden sind die Talsperren infolge ihrer Eigenschaft, bei großen Wolkenbrüchen im Gebirge oder bei starker Schneeschmelze die allzu reichen Zuflüsse zu den Gebirgsflüssen abzufangen und in unschädlicher Weise aufzustauen, bis sie in ruhigen Zeiten des Menschen Wille nach Güttdänken freigibt und ohne Gefahr für die Umgebung zu Tal fließen läßt. Diese schützende Eigenschaft werden die Talsperren zumal in dem von Wolkenbrüchen so besonders schwer und häufig heimgesuchten schlesischen Gebirge in vollstem Maße entfalten können. Die ungeheure schlesische Wolkenbrückkatastrophe vom 28.—30. Juli 1897 war ja auch der Hauptanlaß, daß man die Frage der Talsperren, die bis dahin nur im rheinisch-weißfälischen Industriebezirk angelegt worden waren, im größeren Umfange ernstlich zu erörtern begann. Die Folge dieser Erwägungen war das schlesische Hochwasserabwehrgesetz von 1900, wodurch mit einem veranschlagten Kostenaufwand von 12½ Millionen Mark vor allem eine Regulierung der gefährlichsten schlesischen Flüsse, des Bober und des Queis, ins Leben gerufen wurde. 1901 begann man mit dem Bau der ersten derartigen schlesischen Talsperre, bei Marklissa am Queis, die noch ein Werk Inges war und am 5. Juli 1905 eingeweiht wurde. Bei den letzten, durch Wolkenbruch herbeigeführten Ueberschwemmungen um Mitte Juli 1907 hat sie ihre Feuerprobe glänzend bestanden und mit ihrem bedeutenden Fassungsvermögen von 15 Millionen Kubikmeter Wasser die gewaltigen Regenfluten in ihrer verderblichen Wirkung mit bestem Erfolge aufgehalten. Die beiden noch im Bau begriffenen Bober- und Mauer-Talsperren und Buchwald konnten leider im Sommer 1907 noch nicht in Aktion treten, und das Bobergebiet, insbesondere das Hirschberger Tal, hat daher auch bei diesen letzten Ueberschwemmungen ungleich mehr gelitten als das bereits geschützte Queistal.

Der Schutz gegen Ueberschwemmungsgefahren, wie ihn die Talsperren in Schlesien und auch an der Wupper in erster Linie bieten sollen, stellt aber, wie gesagt, nur eine Seite ihrer volkswirtschaftlichen Aufgaben dar. Andere Talsperren entstehen wieder zu dem ausgesprochenen, gegenteiligen Zweck: der Umgegend in Zeiten der Dürre und des Niedrigwassers das fehlende, flüssige Element in genügender Menge zuzuführen, sei es zur Erzielung eines ausreichend hohen Wasserstandes auf schiffbaren Wasserwegen, sei es zur regelmäßigen Beschaffung von gutem Trinkwasser usw. Die Talsperren im Wesergebiet z. B. haben hierin ihre Hauptaufgabe zu suchen, indem sie der Weser und dem Weserkanal in trockenen Zeiten das zur Erzielung eines ausreichenden Niveaus erforderliche Wasser zuführen sollen. Der Gewinnung von gutem Trinkwasser wegen werden hingegen die teils schon gebauten, teils geplanten Sperren bei Chemnitz, Plauen i. V., Göttha und Nordhausen in erster Linie dienen. An dieser Stelle darf erwähnt werden, daß gegenwärtig auch bereits energische Vorarbeiten im Gange sind, um an einigen Stellen unserer afrikanischen Schutzgebiete, speziell in dem dürren Südwestafrika, an geeigneten Punkten Talsperren zu schaffen, die naturgemäß gleichfalls in erster Linie der Wasserversorgung der Umgebung dienen sollen. Als erste und zunächst wichtigste Talsperre soll eine solche am Zusammenfluß des Löwen- und des Fischflusses in Südwestafrika entstehen, die zirka 2 Millionen Kubikmeter Wasser fassen wird.

Noch ein anderer Vorteil der Talsperren, dessen Bedeutung in ganzem Umfange sich bisher nur schätzen und voraussehen läßt, liegt in der Möglichkeit einer Gewinnung billiger Betriebskraft. Die Ausnutzung der Talsperren zu derartigen Zwecken steckt noch in den ersten Anfängen, aber es ist nicht unmöglich, daß wir hier am Beginn einer ganz neuen Epoche der technischen Entwicklung stehen, die freilich nur ein Glied sein wird in der eben beginnenden Ära der industriellen Verwertung der natürlichen Wasserkräfte überhaupt. Es liegt auf der Hand, daß man die Gewinnung lebendiger Kraft, etwa ebenso wie die Gewinnung großer Mengen natürlichen Eises, bei Anlage von Talsperren überall, gewissermaßen als Zugabe, mit in Kauf erhält, obwohl man ohne weiteres zugeben wird, daß diese Zugabe schon allein wertvoll genug ist, um unter Umständen die Schaffung von Talsperren wünschenswert erscheinen zu lassen. Die genannten drei Talsperren am Bober und Queis z. B. dienen zwar hauptsächlich der Vermeidung von verheerenden Ueberschwemmungen; daneben aber werden sie dereinst das ganze Gebiet zwischen Görlitz und Landskron und zwischen Bunzlau und der böhmischen Grenze mit billiger elektrischer Beleuchtung und Kraft versorgen können. An der fertigen Queistalsperre von Marklissa hat man bereits im August 1906 mit dem Bau eines Elektrizitätswerkes begonnen, das

vorläufig das Land bis in die Gegend von Lauban mit elektrischer Kraft bezogen wird.

Es hängt natürlich in jedem Einzelfall von sehr mannigfachen Umständen ab, ob und in welchem Umfange die Anlage einer Talsperre auf die Gewinnung von Licht und Kraft verbilligend einwirken kann. Wie die Einheitskosten der Talsperrenanlagen selbst in sehr bedeutenden Grenzen schwanken — in der Ebertalsperre stellen sich die Kosten des gewonnenen Kubikmeters Wasser nur auf 8 Pfennig, in der Sperre bei Ronsdorf hingegen auf 1,70 M. — so wird auch die Möglichkeit ihrer industriellen Verwertung bald geringen, bald großen Schwierigkeiten begegnen. Es ist klar, daß in einem an Wasserkräften reichen und an Kohlen armen Lande, wie in der Schweiz oder in Italien, der Uebergang von der Kohlenfeuerung zu der aus natürlichen Wasserkräften gewonnenen elektrischen Betriebskraft wirtschaftlich ein ganz anderes Bild erbeugt wird, wie in einem an Kohlen reichen und an Wasserkräften armen Gebiet, z. B. in England, in Belgien und in großen Teilen Nordwestlands, oder in einem holzreichen Lande, wie in Nordrußland, Kanada usw. In der Regel aber wird man, speziell auch bei uns, damit rechnen dürfen, daß die aus Talsperren gewonnene elektrische Kraft sich nicht unbedeutlich billiger stellt als die mit Hilfe der Kohlenfeuerung erzeugte. Es dürfte daher nicht ganz unwahrscheinlich sein, daß die Industrie, die bisher aus naheliegenden Gründen die großen Ebenen bevorzugte, sich in Zukunft zu einem nicht kleinen Teile in die Gebirge zurückziehen wird.

Zum Schluß noch ein paar Worte über die ästhetische Seite der Frage! Zwischen den Naturfreunden, die jeden menschlichen Eingriff in eine mit Naturschönheiten gesegnete Gegend als eine Entweihung empfinden, und den Ingenieuren oder Geschäftsleuten, welche dem Amerikanismus verfallen sind und alle Dinge nur vom Nützlichkeitsstandpunkt betrachten, besteht ein scharfer und sich stetig verschärfender Gegensatz, der gerade wohl auch in der Frage der Talsperren über kurz oder lang einmal zu einem heftigen Zusammenstoß führen wird. Liegt es doch in der Natur der Sache, daß Talsperren mit Vorliebe an landschaftlich schönen Punkten geschaffen werden, an Stellen, wo sich enge Gebirgstäler und steil abfallende Bergänge finden. Die Naturfreunde, die soeben erst in der Erreichung einer staatlichen Fürsorge für die Erhaltung der Naturdenkmäler einen bedeutenden und erfreulichen Erfolg errungen haben, werden auf die Dauer kaum ruhig zusehen, wie bald hier bald da ein wohlvertrautes Landschaftsbild durch die Schaffung von Talsperren eine grundlegende Umwandlung erfährt, um so mehr, als zu einer solchen Anlage zunächst eine umfassende Abholzung der Bergänge, ein Niederbrennen des Wiesengrases, eine Verunzierung des Tales durch eine gewaltige, kahle Steinmauer usw. gehören. Dennoch aber lehrt die Erfahrung, daß in den meisten Fällen nach Fertigstellung der Talsperren das Talbild eher gewonnen als verloren hat: der blinkende, von grünen Anlagen umsäumte Stausee, der das Gebirgstal ausfüllt, trägt in der Regel zur Belebung des Landschaftsbildes freundlich bei und verjöhnt mit dem gemaltamen Eingriff in die Naturschönheiten und der Umwandlung des Anblickes einer altvertrauten Gegend.

Wo sich freilich industrielle Zwecke in größerem Umfange mit den Talsperren verbinden, da liegt auch die Gefahr vor, daß unschöne Fabrikgebäude mit qualmenden Schornsteinen in die Gebirgsnatur eindringen. Aber gerade in dieser Hinsicht ist von den Talsperren-Anlagen wenig oder gar nichts zu fürchten. Die elektrische Kraft, die sie uns schenken, will uns ja vielmehr vom Qualm und Rauch der Eisen, von den poesielosen Steintürmen schmutziger Schornsteine erlösen. Wo Talsperren entstehen, ist die Luft vor dem Verqualmen durch industrielle Anlagen und das Landschaftsbild vor den schönheitsmordenden Riesenschornsteinen in hohem Grade gesichert.

Kleines feuilleton.

Wo bleiben die alten Gummischuhe? Der Leser wird sich bei dieser Frage eines Lächelns kaum erwehren können. Und dennoch betrifft sie eine Sache, über die zu sprechen ganz Beachtenswert ist. Ob es nun gerade alte Gummischuhe sind oder alte Konversationslexika, das bleibt sich im Prinzip ganz gleich. Allgemeiner gefaßt könnte die Frage vielleicht lauten: Was geschieht mit den Abfällen kleiner Gebrauchsgegenstände u. dergl.? Vom Glas und manchen anderen Dingen wissen wir's: Die kommen in den Müll und werden dort ausgefucht und in der Glasschmelze eingeschmolzen und ähnliches. Für altes Eisen gibt es große Handlungen, die ihren Namen verdienen. Und oft nicht schlecht ernähren! — Papier, Lumpen, Eisen, andere Metalle, Knochen, Glas usw. usw. sehen wir schon im Lumpen- oder Produktenteiler wirtschaftliche Bedeutung annehmen. Und solcher Handlungen gibt es nicht wenige. Von da strömt das Material zusammen in die Fabriken, in die Gießereien, die Dampfhammer, die Knochenmehl- und Leimsfabriken, die chemischen Fabriken, die Papierfabriken usw. Schon die Fabriken für Rohstoffveredelung und die für Fertigfabrikate geben eine große Menge Material in die Rohstofffabriken zurück, das wieder verwertet wird.

So gewinnen die unscheinbarsten Dinge Wert, und wenn unter unserer Stachmarke die Frage nach dem Verbleib der alten Gummischuhe aufgeworfen wurde, so sollte das nur ein besonders

drastisches Beispiel sein. In der Tat existieren aber über derartige Artikel amtliche Notierungen; so brachte eine der letzten Nummern der vom Reichsamt des Innern herausgegebenen „Nachrichten für Handel und Industrie“ eine Mitteilung über die „Preisgestaltung für alte Gummischuhe in den Vereinigten Staaten von Amerika“, als Meldung, die die Fachkreise der Kantischuhindustrie interessiert. Es wurden zuzeiten, was nur nebenbei bemerkt sei, 60 Pf. für das Pfund alter Gummischuhe bezahlt, so daß sich darin eine veritable Spekulation entwickelte! Jetzt sollen etwa 15 000 Tomen (a 1000 Kilogramm) alter Gummischuhe in Amerika lagern und in Europa etwa 9000 Tomen. Wie man sieht, geht das Altmaterial in einem solcher unscheinbaren Artikel, die der Einzelmann sich gern vom Halse schafft, schnell zu Hunderttausenden von Mark an Wert zusammen!

Das Kapitel von dem Verbleib alter Materialien ist überhaupt ein ganz interessantes, und zwar nicht nur nach einer Richtung hin. Wenn man z. B. die Prospekt von Brochhaus oder vom Bibliothekarischen Institut über ihre Konversationslexika liest, und von den fabelhaften Zahlen vernimmt, in welchen diese Werke bislang schon verbreitet sind, so kommt man zu der Ansicht, Deutschland müßte allgemach mit Konversationslexika schon ganz vollgepfropft sein. Wo bleiben also die ganzen alten Auflagen? Nun, auch die erfüllen nochmals ihren Zweck, nachdem sie hier lange genug bei irgend einem ehrsamem Bürgersmann herumgestanden und sich weidlich gelangweilt haben. Wenn sie von einem geldbedürftigen Sohne oder Erben für einen Taler vertramtscht worden sind, so werden sie von Leipziger Händlern aufgekauft, ein bißchen aufgeschrikt, in Kieselsteinen verstaubt und nach — Amerika verschickt! Das erscheint einem ganz unverständlich, und doch ist es so! Und zwar aus einem ganz plausiblen Grunde. In Amerika sitzen eine große Anzahl Farmer, die einigermaßen von der Kultur abge schnitten sind, und dennoch nicht gerade ungebildet sind. Diese Leute haben in ihrer Einsamkeit ziemlich Längeweile, und so kommt es, daß man unter ihnen Leute findet, die solche Konversationslexika von A. nach Z. und so weiter bis Jach . . . — irgend einem sibirischen Neste — durchgelesen haben. Es hat sich von Leipzig aus ein ganz profitabler Handel mit alten Konversationslexika nach Amerika, neuerdings nach Südamerika, entwickelt, der ohne weiteres erklärt, wo das Altmaterial bleibt, und wie es noch zu Ehren kommt.

Sprachwissenschaftliches.

Gegenüber. Gewisse Wörterwendungen, Verbindungen, Konstruktionen gewinnen von Zeit zu Zeit in der lebenden Sprache ein Uebergewicht. Sie werden Mode und dehnen ihre Herrschaft aus in einer Weise, daß sie in ihre Schranken gewiesen werden müssen. Das Wörtchen „gegenüber“ gehört augenblicklich zu dieser Art. Was R. Schumann gegen die mißbräuchliche Anwendung von „gegenüber“ in der „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ vorbringt, verdient weitere Verbreitung. Die Partikel „gegenüber“ — heißt es dort — darf sich jetzt getrost dem von Schröder seinerzeit mit Recht als „papieren“ verpönten „derselbe“ an die Seite stellen. Gegenüber statt des leichteren „gegen“ zu verwenden, liegt meistens kein triftiger Grund vor. Will man es zur Verstärkung tun, so muß wenigstens der Gegensatz zu spüren sein, der in dieser zusammengesetzten Präposition steckt, die Vorstellung, daß zwei, Gesicht gegen Gesicht, vor einander stehen, gewöhnlich in einem feindlichen Verhältnis. Doch solcher Gegensatz mangelt oftmals, und so wird gegenüber gezwungen, allerlei andere Verhältniswörter und selbst einfache Beugungsfälle zu vertreten. Einige Beispiele aus dem statischen Vorrat, den ich in den letzten Jahren ohne Mühe gesammelt habe, will ich zum Beweise der Wahrheit noch mitteilen. Zweifelloserweise tadelt ich an dem Satz: „er war nachsichtig gegenüber seinem Bruder“, wobei noch der Vorwurf der Zweideutigkeit zu erheben ist — gegenüber so viel wie im Verhältnis zu. Ebenjo bei Verbindungen: „sich etwas erlauben, sich die Freiheit nehmen; sich äußern, aufrichtig, Verhältnis gegenüber“ statt „gegen“ oder „zu“, „sich verteidigen, schützen, wahren gegen“ oder „vor“, „Seine Stellung gegenüber der Regierung“ klingt noch härter, zumal da keine Feindseligkeit gemeint wird. Wer aber möchte gar loben: „Verständnislosigkeit der Pflichterfüllung gegenüber seinem Vaterlande“ oder, noch toller: „der europäischen Gefälligkeit gegenüber dem Wissensdurst der Japaner wird gegenüber getreten“? Wie steif ist: „er lehnte es den Meistern gegenüber ab, seinen Namen zu nennen!“ Recht wenig gewandt und verständlich schreibt jemand: „er hatte das Spiel gegenüber der Schönheit des Mädchens gewonnen“. Was meint der Schreiber anders als: „er hatte den Sieg über das schöne Mädchen gewonnen?“ „Aufklärungsarbeit gegenüber den unteren Schichten“ ist viel schlechter als unter usw., aber noch schöner und natürlicher wäre: „Arbeit an Aufklärung der usw.“ Als völlig sprachwidrig zu verwerfen sind Leistungen der Art: „Rache, sich rächen gegenüber“ statt „an“, „ein Urteil fällen gegenüber“, „sie waren einig in der Beurteilung gegenüber diesen Dingen“ und ähnliche. Von geringer Gewandtheit zeugen schließlich Sätze wie: „die Versammlungsfreiheit wird gegenüber den Deutschen konfisziert“ und „die Vergewaltigungsversuche der slawischen Mehrheit gegenüber den Deutschen“ usw. Hier tritt eine böse Sprachverwilderung zutage, und schuld daran ist das leidige Gegenüber, ohne das manche Deutsche nicht leben und reden zu können scheinen.